

Nr. 173. Bromberg, den 2. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(5. Fortsetzung.)

Der Deutsche hielt jetzt den Captain Brown für ein wenig angeheitert, aber er fügte sich ohne weiteres dem Ton. Während sie fuhren, fragte er: „Ist es notwendig, daß wir vorher ein Programm machen?"

„Es ist nicht notwendig. Sprechen Sie nur Ihre Sorgen, Ihre politische Meinung offen vor dem General aus! Er wird Ihnen ebenso antworten. Es ist ein prächtiger alter Mann, ein guter Amerikaner und ein Liebhaber der Gerechtigkeit."

„Er soll deutschfreundlich sein?" sagte Dr. Mirus.

„Ich will Ihnen ein offenes Wort sagen, lieber Doktor: Wir sind alle deutsch-freundlich, seitdem wir in Koblenz sind. Wenn man die Franzosen ansieht und diese Schufte, die Belgier! Oh, wenn Sie wüßten, was die Belgier für Schufte sind!"

Der Deutsche, dessen Gehirn in solchen Fällen wie ein ganz feiner Registrierapparat arbeitete, notierte jeden Satz, wie in einem geheimen Schreibbüchlein, oben im Kopf. Er photographierte jeden Gesichtsausdruck des Amerikaners, und jeden Zwischenton nahm er behutsam auf. Er hatte vor der Abreise einen Zwischenvertrag mit dem „International News Service" geschlossen: Wenn die Unterredung mit dem General wirklich interessant würde, dann sollte sie auch in der amerikanischen Nachrichtenagentur erscheinen; vereinbartes Honorar hundert Dollar. Das waren viertausendfünfhundert Mark um diese Zeit. So viel bekam der Deutsche natürlich von seiner Redaktion nicht für einen ganzen Monat. Das Höchstgehalt war soeben, auch für die größten Zeitungen, auf zweitausendfünfhundert Mark festgesetzt worden; die Inflation wuchs ja von Tag zu Tag.

„Warten Sie, bitte, einen Augenblick hier im Vorzimmer! Ich werde Sie dem General melden. Und dann frisch von der Leber, der General liebt das!"

General Warner las in der Riesen-Sonntagsausgabe der „New York Times", als Brown in sein Arbeitszimmer kam. Er war ärgerlich. „Die „New York Times" ist verrückt!" sagte er zu Brown. „Vollständig verrückt! Sie propagiert, daß wir noch länger hierbleiben sollten! Danke! Ich sage Ihnen: Hier am Rhein geschehen noch die größten Schweinereien, da haben wir nichts zu suchen. Ich lasse meine Truppen jedenfalls nicht auf Zivilbevölkerung feuern, die im Recht ist. Die „New York Times" ist ein Schandblatt geworden. Ich möchte wissen, wieviel der Franzose für den Artikel bekommt!"

„Ganz Ihrer Ansicht, General. Aber vor allem auch Ansicht unserer Regierung. Es liegt in Ihrer Hand, etwas dagegen zu tun. Ich habe einen langen Briefwechsel mit van Heest, einem feinen Kerl, der für Hearst arbeitet, gehabt, und er hat uns einen Deutschen hergeschickt, der darum bittet, mit Ihnen sprechen zu dürfen."

„Nein, mein Lieber", sagte General Warner, „mit Journalisten spreche ich nicht. Nachher erfährt man, daß man die tollsten Behauptungen in seinem Gespräch aufgestellt hat, und es war alles ein Mißverständnis. Erzählen Sie ihm, was Sie für richtig halten!"

„Aber das macht doch keinen Eindruck, General! Sie brauchen ja nur Ihre wirkliche Überzeugung zu äußern: Daß Sie für den Frieden nach dem Krieg sind, daß es Unrecht sei, Haß zu säen, und so weiter..."

„Es ist Unrecht", sagte der General, „blutiges Unrecht, was hier geschieht. Meinen Sie, daß es gut für unser Land ist, wenn ich ihn empfange?"

„Es ist gut, General. Außerdem wird der Bericht nach Amerika gekabelt."

„Ich werde ihn empfangen ... Man kann bei dieser Gelegenheit zeigen, daß man sich nicht durch Ordensverleihung dumm machen läßt. Was halten Sie übrigens von diesem Tervueren? Ein strammer Junge, scheint mir ..."

„Ich weiß nicht", sagte Brown. „Mir gefällt er nicht, ganz und gar nicht, General."

„Brown, Sie sind ein Kind! Sie lassen sich da von Ihren belgischen Antipathien leiten oder von der Tatsache, daß er ein Fürst ist."

„Haha!" lachte Brown kurz und hart.

Der General verstand sehr viel Spaß, aber er liebte es nicht, wenn ein Kapitän vor seinem General sinnlos auflachte. Er sagte kurz und bestimmt: „Ihre Nerven scheinen auch nicht sehr gut zu sein. Sie scheinen mir urlaubsreif."

„Very good, General!" sagte Brown.

„Holen Sie jetzt den Deutschen herein!"

Der General saß im Sessel vor dem Schreibtisch. Er hatte die Beine gekreuzt in den hohen Reitstiefeln; sein weißes Schläfenhaar glänzte; seine hellen blauen Augen sahen klug und sympathisch aus. Er erhob sich, als der Besucher eintrat. „Es freut mich, Sie zu sehen, Mister Meirös! Kaptain Brown hat mir gesagt, daß Sie eine Unterredung mit mir wünschen. Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Bitte, nehmen Sie Platz!"

Dr. Mirus sagte: „Herr General, Sie werden verstehen, daß es im allgemeinen nicht gerade mein Wunsch ist, mit einem der Generale der alliierten und assoziierten Mächte zu sprechen ..."

General Warner nickte nur.

„Aber es ist bekannt, daß Sie gleich bei Ihrem Einmarsch in diese Stadt erklärt haben, daß Sie Ihren Aufenthalt selbst als so kurz wie möglich ansehen wollten und daß Sie versuchen wollten, durchzusetzen, daß die Koblenzer Bevölkerung möglichst wenig unter der Besetzung litte. Sie wissen, daß die Besetzung inzwischen noch ausgedehnt worden ist: Man hat Düsseldorf besetzt und dort neue Kasernen im Werte von dreißig Millionen Mark gebaut. Es ist anzunehmen — wenigstens sehen wir deutschen, nationaldenkenden Männer dies voraus —, daß Frankreich in absehbarer Zeit vom Rhein vorwärts marschieren wird. Sie haben die Verhältnisse hier in Koblenz mit eigenen Augen gesehen. Wie denken Sie über die Besetzung?"

Der General erhob sich, steckte beide Hände in die Hosentaschen und ging durch das große Zimmer. „Ich will Ihnen ganz freimütig antworten. Die Besetzung ist unmöglich, sie

vergiftet den Frieden. Damit habe ich schon gesagt, daß jede weitere Ausdehnung für beide Teile schädlich ist. Ich bin Soldat und will mich ausdrücklich nicht in die politischen Dinge mischen. Ich muß das ablehnen, aber selbstverständlich ist die Wirkung aller militärischen Maßnahmen, nachdem ein Friede geschlossen ist, für beide Teile schlecht. Sie fragen mich, wie ich über die Bevölkerung hier denke. Es ist eine anständige, saubere und angenehme Bevölkerung. Ich habe auch keinerlei Schwierigkeiten gemacht, daß sich eine große Anzahl meiner Soldaten mit Rheinländerinnen verheiratet hat." Der General steigerte sich: „Ich will meine Eindrücke zusammenfassen. Ich glaube, daß die Besetzung hier am Rhein ein Unglück für Europa ist. Und für Amerika auch. Ich sehe oft diese kleinen blonden Kinder hier am Rhein spielen. Ich glaube, daß noch diese kleinen Kinder, diese vielen Kinder diesseits und jenseits des Rheins, unter der Tatsache leiden werden, daß hier Bajonette getragen wurden von fremden Truppen. Ich habe in meinem Leben viel schwere Dinge erlebt; ich bin auf den Philippinen gewesen und habe grausamen Krieg gesehen. Was ich hier ahnend erlebe, erschüttert mich. Sie können schreiben, Doktor: General Murray Warner hat gesagt, seine eisernen Nerven würden erschüttert, wenn er an das Los der nächsten Generation dächte, die so viel Haß in ihrer Jugend einatmen muß. Sagen Sie Europa, es möge an seine Kinden denken! Ich glaube", schloß der General, „es ist weiter nichts zu sagen, Herr Doktor. Oder haben Sie noch eine Erwägung, Captain Brown?"

„Washington", sagte Brown.

„Ja", sagte General Warner, „wenn Ihnen daran liegt, kann ich als Mann der praktischen Erfahrung hier im Rheinland hinzufügen, daß ich ganz der Meinung unserer Regierung in Washington bin, die beabsichtigt, unsere amerikanischen Truppen heimzuführen. Wir haben unsere Pflicht getan. Ich weiß, daß immer noch in vielen Teilen unseres Landes falsche Beurteilungen übriggeblieben sind; aber wir sollten uns aus einer Angelegenheit zurückziehen, die nichts weiter geworden ist als ein europäisches Abenteuer. Ich wiederhole, daß ich mich nicht in die Politik mengen will, daß ich aber ausdrücklich bezeuge, daß kein amerikanischer Soldat wünscht, die Rolle eines Schutzmanns zu spielen oder eine freiheitliebende und ehrliche Bevölkerung zu bedrücken." Er trat auf Dr. Mirus zu, drückte ihm kräftig die Hand. „Es hat mich sehr gefreut, Herr Doktor! Ich ermächtige Sie, jedes Wort dieser Unterredung Ihrem Blatte mitzuteilen."

Donnerwetter, dachte Brown, so offen hatte ich es ja nun eigentlich nicht erwartet! Während sie hinausgingen, fragte er den deutschen Journalisten: „Wann wird das erscheinen?"

Der sah nach der Uhr. „Fünf Uhr? Das kommt noch in die Abendausgabe unseres Blattes, also noch heute. Außerdem gebe ich es auch sofort an van Heest. Der General ist ja ein ganz prächtiger Mann. Großartig!" Dr. Mirus schüttelte sich vor Freude. „Sehen Sie, das sind Augenblicke, Mister Brown, wo der Journalismus Freude macht. Mit dem Telegramm kann man was anfangen. Das geht durch die Welt. Ich danke Ihnen, Mister Brown! Nein, nein, ich habe keine Zeit, Captain Brown!" Und er raste schon in einem kurzen Sportgalopp davon, zum Hauptpostamt.

Dr. Mirus diktierte in das Telephon. Als er an die Stelle kam, da der General erklärt hatte, er sähe das Leiden der kleinen Kinder voraus, ertönte drüben im Berliner Bureau von van Heest, der selbst das Stenogramm aufnahm, eine Art Indianergeheul: „Eine dicke Sache. „Congratulation! Congratulation!" Das ist eine Schlagzeile. Wissen Sie, was das heißt: Schlagzeile? Mirus, Sie sind eine große Nummer! „Three cheers for the General!"

Brown aber stand auf der Uferstraße, sah nach seiner Uhr und fing plötzlich an zu laufen, genau wie der andere. „Blödsinnig, das Auto fortfahren zu lassen! Blödsinnig dieser ganze Plan! Man kann einen General nicht in die Weltpresse bringen und am nächsten Tage kabeln lassen, daß er ein völliger Idiot sei. Das hieße ja, den Skandal auf den Sockel stellen . . . Es war ein niederträchtiger Tag. Ob man den Deutschen einfach festsetzen ließ, ehe er telephonierte? Das war auch Unsinn. Also los! Übrigens, Warner hat gut gesprochen; das mit den Kindern war vorzüglich. Ich werde mit van Heest telephonieren. Ach, es ist ja doch nicht mehr aufzuhalten!"

Er war schon zehn Minuten vor sechs im Hotelzimmer von Charlie.

Charlie empfing den Hauptmann mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, die im Anfang voller Ironie war. „Darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten? Ein Glas Whisky-Soda? Es freut mich sehr, daß Sie kommen; denn ich bin immer dafür, nicht unnötige Schwierigkeiten zu verursachen."

„Ich möchte mich nicht setzen", sagte Brown.

„Wie Sie wollen . . . Auch keinen Whisky?"

„Danke!" sagte Brown.

Charlie setzte sich behaglich in den kleinen Sessel, der vor einem niedrigen Tisch am Fenster stand, deutete leicht auf den gegenüberstehenden Sessel und sagte: „Wie Sie wollen!"

Plötzlich begann Brown zu lachen: „Sie treiben die Dinge wirklich auf die Spitze. Aber Sie haben vollständig recht. Setzen wir uns!"

„Zigarette?" sagte Charlie und stellte ein wunderbares elfenbeinernes Kästchen mit schweren ägyptischen Zigaretten vor den Amerikaner hin. „Das Kästchen habe ich einmal auf einer chinesischen Reise erworben", sagte er. „In dem Elfenbein des Deckels ist die ganze Geschichte einer Familie dargestellt. Viele Generationen. Man hat mir berichtet, ein Elfenbeinschnitzer habe zehn Jahre an diesem kleinen Kasten gearbeitet. So verschieden wird das Leben gewogen. Der eine arbeitet zehn Jahre an solch einem Kästchen, und der andere... Aber Sie sind wahrscheinlich nicht gekommen, um meine philosophischen Bemerkungen zu hören, Mister Brown?"

Brown nahm eine Zigarette. Er stellte sich auf den Ton ein: „Jetzt bin ich Hehler, nicht wahr?" fragte er.

Charlie sagte: „Nein, das dürfte juristisch nicht ganz zutreffend sein. Es käme höchstens Partnerschaft in Frage."

Brown sagte: „Ich war eben beim General, und die Wahrheit ist: Ich bringe es einfach nicht über das Herz, den guten alten Mann dem Gelächter preiszugeben."

„Genau meine Ansicht", sagte Charlie.

„Es ist aber auch nicht möglich, einen internationalen Hochstapler ohne weiteres laufen zu lassen."

„Da bin ich wieder anderer Ansicht", sagte Charlie.

„Es ist wirklich nicht komisch!" erklärte jetzt Brown und erhob die Stimme.

„Das dürfte Geschmackssache sein", sagte Charlie. „Es gibt sicher viele Millionen Menschen, die es komisch finden werden."

„Ich meine, es ist nicht komisch, wenn Sie außerdem eine hochgeachtete Frau wie Brigitte Warner ins Unglück stürzen."

Charlie wurde ernst. Er sah Brown zum erstenmal an diesem Nachmittag ohne Ironie an. „Sie meinen, ich muß sie ins Unglück stürzen?"

„Das meine ich", sagte Brown.

„Ich will es aber nicht", sagte Charlie.

„Ich weiß nicht, ob Sie alle Begriffe verloren haben; ich weiß nicht, ob Sie sich eine Vorstellung machen, unter welchen Bedingungen Brigitte Warner leben kann. Ich weiß nicht, ob Sie wirklich jemals Berührung mit der bürgerlichen Welt hatten . . ."

„Doch", sagte Charlie. „Ich war Gymnasiast in Brüssel in einer ziemlich verfluchten Klosterschule und war Offizier in der belgischen Armee."

„Wirklich?" fragte Austin Brown.

„Ich könnte beinah Fürst von Tervueren sein", sagte Charlie. „So sehr beinah, daß ich es für mich bin und sein werde. Mein Vater war ein Tervueren."

„Wenn dies alles zutreffend ist, verstehe ich Sie nicht. Sie wissen, daß Brigitte Warner eine vielfache Millionärin ist?"

„Das ist mir gänzlich gleichgültig", sagte Charlie. „Der Weg, den Sie meinen, der ist für mich mit sieben Mauern abgeriegelt und durch sieben Gräben versperrt. Reden wir nicht darüber!"

„Ich verstehe Sie überhaupt nicht mehr. Ich wiederhole es: Sie wollen nicht in die bürgerliche Gesellschaft zurück?"

„Ich hasse sie!" sagte Charlie.

„Sie wollen Brigitte Warner nicht unglücklich machen?"

„Nein, denn ich liebe sie!" sagte Charlie.

Unvermittelt erklärte Brown: „Geben Sie mir, bitte, einen Whisky!“ Man trank. Dann lachte Brown und sah während dieses Lachens Charlie wie eine sonderbare Erscheinung an. „Ja, denken Sie im Ernst, Brigitte Warner lebt als eine Art von Räuberbraut?“

„Ich sagte schon: Mancher lebt zehn Jahre, um Figuren zu schnitzen. Sie könnte doch ein Jahr lang als Fürstin Tervueren leben . . .“

Brown nahm einen kräftigen Schluck, griff dann in seine Seitentasche und legte einen Steckbrief vor Charlie hin. „Aus Brüssel“, sagte er. „Karl Düvel, Hochstapler, der unter dem Namen „Charlie Fürst Tervueren“ auftritt. Meist in Gesellschaft eines Halbjapaners Otto Schubrink, genannt Taki, seinerzeit in Ohio rechtmäßig zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Da ist Ihr Bild und dort die Beschreibung von Ihrer Ordensverleihung! Wie Sie richtig vermuteten, hat die belgische Regierung aber zunächst bei uns angefragt, wie man sich verhalten wolle. Es ist selbstverständlich, daß der Steckbrief aber . . .“

„Sie brauchen mir das nicht zu sagen! Die Geschichte mit Steckbriefen kenne ich. Ich finde Sie jetzt durchaus korrekt und ordentlich; ich werde Ihnen wirklich keine Scherereien mehr machen.“

„Wie geht die Geschichte mit Brigitte Warner aus?“ fragte Brown.

„Captain Brown, das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie sind ja auch nicht mein Beichtiger. Ich sehe ein, daß ich hier allmählich fortfahren muß. Aber ich muß darauf bestehen, daß Sie der Frau Brigitte Warner erklären, Sie hätten sich in den Angaben Ihres Briefes getäuscht. Sie müssen sich klar darüber sein, daß hier Ihnen gegnüber kein Schwächling sitzt, der Sentiments nachgibt.“ Er stand auf. „Wir wollen uns die Lage nicht weiter durch Worte erschweren. Es bleibt dabei: Sie gehen hops, der General geht hops, und ein Stückchen von dem Namen Ihrer Armee und Ihrer Flagge geht hops. Oder heute abend um sieben Uhr oder auch um halb acht, das kommt nicht so genau darauf an, geben Sie die Erklärung ab!“

Brown schob das Whiskyglas so brüsk zurück, daß ein Teil des Inhalts verschüttet wurde. Er hatte wieder den Wunsch, nach der Pistole zu greifen. Er bezwang sich, er sagte: „Ich werde diese Erklärung abgeben.“

Der Vortrag des Adjutanten war beendet. Gesundheitszustand der Truppen ausgezeichnet. Die Korporale Knickerbocker und Johnson kamen gehorsamst um Genehmigung zu einer Eheschließung ein. Befürwortung des Kompanieführers lag bei.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Kriegsjahrestag.

Da liegt ein Kartenbrief, verschmutzt, grau —!

Von Werner Beumelburg.

Wenn ich gelegentlich in meine Heimat komme, und wenn es einmal gelingt, einen ruhigen Abend zu erobern, dann ziehe ich die linke unterste Schublade meines Schreibtisches auf — und schon macht das Leben lautlos einen großen Schritt rückwärts. Schon fängt es wieder an, lebendig zu werden — das Wohnen in den Holzbaracken, die Lattenroste auf den verschlammten Lagerstraßen, die dampfende Feldküche, der leise Regen abseits im Wald, drüben die Kompanieschreibstube, aus deren Schornstein behaglich der weiße Dampf quirlt.

Vor der Schreibstubentür steht Ackels, Unteroffizier Ackels mit dem Apostelbart. Nebenan schirrt der Gefreite Gimpel die Pferde aus, den dicken Grauschimmel namens Lisa und die sanfte Betty mit dem wiegenden Gang einer Kuh. Ackels aber putzt sich sorgsam die Füße vor der Schreibstube, fährt sich über den schönen zweigeteilten Apostelbart, klopft an und tritt ein.

Nun weiß ich, was drinnen geschieht. Ackels steht drinnen vor Braschke, dem Spieß, und sagt seinen Vers: „Ich habe empfangen zweihundertdreiundvierzig Portionen Brot, frisches Fleisch für drei Tage, einen halben Zentner Kartoffeln, zehn Liter Schnaps, dreihundert Portionen Schmalzersatz und Marmelade, für jeden Mann sechs Zigaretten und zwei Zigarren, und die Feldpost befindet sich von morgen an in Romagne . . .“

Was dies mit der linken untersten Schublade meines Schreibtisches daheim zu tun hat? Dort liegen fein gebündelt und nach dem Datum geordnet alle meine Briefe aus dem Feld — und jeder einzelne von ihnen ist durch die Hand von Ackels gegangen, oder er hat doch wenigstens im Postsack hinter Ackels, dem Gefreiten Gimpel, hinter Lisa und Betty auf dem Wagen gelegen.

*

Da liegt ein Kartenbrief, verschmutzt, grau, am Rand schon vergilbt. Sind es meine Fingerabdrücke oder die von Ackels oder von sonst wem — er ist ja durch so viele Hände gegangen.

„Liebe Mutter, Ihr braucht Euch nun wirklich nicht mehr zu beunruhigen. Wenn bei Euch daheim die Fensterscheiben zittern und wenn das gräßliche Rumpeln kein Ende nimmt, so mußt Du doch vernünftig sein und bedenken, daß Ihr die Summe des Geschützfeuers von einem breiten Frontabschnitt hört. Der einzelne kleine Ausschnitt, auf dem wir uns befinden, braucht deshalb noch gar nicht so unruhig zu sein . . .“

Datum: 23. Oktober 1916. Ort: Caplager vor Verdun. Jetzt weiß ich es wieder deutlich.

Am gleichen Abend rückten wir zum Fort Douaumont. In der Nacht noch erfolgte der große französische Angriff. Am nächsten Morgen waren die Franzmänner oben, und wir hatten furchtbare Verluste.

Der Kartenbrief hat noch nichts davon gewußt — und wenn er es geahnt hat, so hat er es doch verschwiegen. Ackels hat es schon gewußt, als er den Brief am nächsten Tage nach Romagne brachte. Wie mag der Brief meine Mutter beruhigt haben — da war alles schon vorüber.

*

Da ist ein Brief, dessen Handschrift mich verwundert. Wo las ich sie doch?

„Lieber Freund! Du bist nun daheim bei Muttern — wie gönne ich Dir das. Ich komme über meinen letzten Urlaub und die Eindrücke daheim noch nicht herüber. Hier ist zur Zeit nichts los, Du versäumst nicht das geringste. Seit der Franzmann die verdammte Ecke bei F. wieder hat, hat er sich offenbar aufs Ohr gelegt. Die Nächte sind warm und mild. Es ist unglaublich schön, wenn man nachts nach vorn geht. Es ist, als gehe man mitten durch den Sternenhimmel hindurch. Geschossen wird eigentlich überhaupt nicht. Man denkt manchmal, der Krieg ist aus, und sie haben vergessen, es einem zu sagen . . .“

Ja, ja, ich weiß.

Datum: 15. Mai 1918. Ort: Faverolles bei Montdidier. L., der den Brief geschrieben, war mein Kompaniekamerad

Auf der Rückseite des Briefes steht: „Möchte Herrn Leutnant mitteilen, daß der Herr Leutnant L. heute nacht durch Granatsplitter bei F. gefallen ist. A., Unteroffizier.“

Es sind Ackels' ruhige und kräftige Schriftzüge. L. ist sofort tot gewesen, er hat kaum etwas gemerkt.

„Es ist, als gehe man mitten durch den Sternenhimmel hindurch . . .“

*

Dies hier ist die Schrift meines Vaters. Er ist seit vier Jahren tot und liegt dort drüben, wenn ich jetzt durchs Fenster in die Dunkelheit sehen könnte, auf dem Kirchhof unter einem großen Erlenbaum. Der Vater kam seit dem Kriege nicht mehr zur Gesundheit. Er hatte es sich in den

Kopf gesetzt, niemand dürfe mehr essen, als ihm nach den Karten zustehe.

„Lieber Sohn!" schreibt mein Vater. „Es geht mir immer noch durch den Kopf, was wir während Deines Urlaubs besprachen. Was soll aus uns werden, wenn Ihr Jungen den Glauben verliert? Ihr müßt glauben — wie wollt Ihr es denn sonst ertragen? Vielleicht warst Du auf Deinem Urlaub in gedrückter Stimmung, Du hattest vorher viel durchzumachen. Jetzt ist es gewiß anders, wo Du den Ereignissen wieder selbst gegenüberstehst. Ich kenne dieses Verzagen auch in meinem Leben. Aber tue mir den Gefallen und schreibe mir, daß Du wieder glaubst. Schreibe es mir bald, Du weißt, wie nötig ich es wissen muß . . ."

Datum: 13. August 1918.

Als der Brief mich erreichte, war es schon geschehen. Die Engländer hatten die Front an der Avre nördlich Montdidier bis zu vierzehn Kilometer Tiefe durchbrochen. Es war ein schwarzer Tag; es begann der letzte Kampf, den wir ohne Glauben führen mußten.

•

Der letzte Brief.

„Liebe Mutter, es hat keinen Zweck mehr, sich voreinander zu verstecken. Was kommt, muß getragen werden. Wir sind ganz ohne Hoffnung, und das ist das allerschlimmste. Der Waffenstillstand soll nahe bevorstehen, es gehen böse Gerüchte um. Wir machen weiter, Tag um Tag und Nacht um Nacht. In unsern Schädeln ist die Dumpfheit des Nichtbegreifenkönnens. Wenn jetzt eine Kugel käme und Schluß machte, das wäre fast wie eine Befreiung. Verzeihe, aber es ist nichts mehr zu verschweigen . . ."

Als der Brief nach Irrfahrten daheim ankam, fand er mich dort schon vor. Es gab keine Befreiung. Es mußte weitergemacht werden. Es mußte ganz hindurchgegangen werden.

Der Sieger.

Skizze von Kurt Max Grimm-Zwickau.

Im blauen Dunst des Nachmittages lag der See. Es war Ferienzeit. Der Student der Medizin Peter Kock saß in einem der gelben Segelboote des kleinen Hafens und wartete auf seine Freunde. Die dicke Bootsfrau glaubte, ihm mit allerlei Geschwätz über Wetter und Geschäft die Zeit verkürzen zu müssen. Er sagte nur hin und wieder ein Ja und Nein, zog die Uhr, stieß nervös die blauen Wolken seiner Pfeife davon und war mit den Gedanken ganz wo anders. Vom Strandbad klang das Juchzen und Plantschen der Badenden herüber. Wie würde sie heute angezogen sein? überlegte Peter. Was würde sie heute sagen, die kleine Chemiestudentin Betty, das rassige Sportsmädel?

Da kamen sie, beide in hellen Strandkleidern. Wiegend und geschmeidig der Schritt des alten Freundes und Kommilitonen Klaus, tänzerisch spielend der Bettys.

„Tag, Peter!" Wie aus einem Munde, voll übermütiger Jugend und herzlicher Freundschaft. Und darauf ein gewinnendes, fröhliches Lachen. Peter war für sein Warten entlohnt.

Riemen flogen, Schnüre und Leinen. Die graue Hülle fiel. Leuchtend rauschten die Segel hoch. Die Kette rasselte. Die dicke Bootsfrau stemmte den Haken an. Wind strich über die Falten der Segel, fand Widerstand, glättete, drängte, schob. So glitt die „Nina" aus dem Hafen in das silberne Leuchten des Sees hinaus. Peter schmauchte an seiner Pfeife. Er verstand nicht viel vom Segeln, um so aufmerksamer aber folgte er den Bewegungen Bettys, die die Leinen lockerte und straffte. Er sah die kräftigen bronzefarbenen Arme, das energische Einstemmen der Beine. Er sah, wie sie dem Winde Trotz bot, sah das sieghafte Leuchten ihrer meerblauen Augen, die hochgezogenen Brauen mit dem schelmischen Blick darunter, das rote Lächeln, das ihm sagte: „Siehst du, Peterchen, gesiegt!" Und dann derselbe Blick noch einmal nach rechts, wo er ein fachmännisches Schmunzeln erhaschte. Peter Kock hatte immer bei diesem Blick ein Unbehagen gefühlt. Er sah ihn oft beim Tennis zwischen ihr und Klaus. Und heute reizte er ihn sogar zum neckischen Angriff.

„Gesiegt? Ausgeschlossen! Jetzt fahren wir nach der Seekarte, Fräulein Schiffsjunge. Jetzt passen Sie auf! Der Hafen da drüben mit den beiden spitzen Kirchtürmen wird angelaufen", kommandierte Peter. Er sah sie dabei halb scherzend, halb herausfordernd an und konnte doch einen verschmitzten Zug um den Mund nicht verbergen. Da warf sie auch schon den schönen Kopf in den Nacken: „Befehl, Herr Kapitän!" — Ein straffer Zug an den Leinen. Das Boot legte sich jäh zur Seite, so daß die Segel fast die Wasserfläche berührten, machte rauschend eine Wendung und nahm geraden Kurs auf die beiden Kirchtürme. Da hatte er's. Blamiert. Und doch gab er das Spiel nicht auf. Rede und Gegenrede, manchmal bis hart an die Grenze der Ironie getrieben, haschten sich lustig wie Schmetterlinge.

So fuhren die drei jungen Menschen in den leuchtenden Tag, losgelöst von Arbeitsbürde und Zeitschwere, voll neckischem Übermut und jugendlicher Ausgelassenheit, ließen sich verschmoren von Wind und Sonne und liefen erst spät abends in dem kleinen Hafen wieder ein. Die dicke Bootsfrau wartete schon. Klaus und Betty standen mit einem Sprung auf dem verankerten Holzfloß, während Peter langsam und vorsichtig, auf die Bordkante sich stützend, durch das schaukelnde Boot hinkte. Betty hatte seine hilflosen Blicke bemerkt und reichte ihm kameradschaftlich die Hand.

„Danke!" sagte er und sah sie dabei mit der ganzen Fülle seiner tiefen gütigen Augen an. „Es müßte immer so sein, Betty." Sie gab keine Antwort darauf. Da wußte er, daß sie immer noch zwischen beiden stand. —

Seit jenem leuchtenden Sommertag hatte das Schicksal entscheidend in das Leben der Drei eingegriffen. Als der Student der Medizin Peter Kock sich durch das letzte Examen arbeitete, hatte sich Klaus mit Betty verlobt. Die Glückwünsche Peters waren nur förmlich. Seine Liebe wurde schmerzendes Verzichten, gegen das er all die Jahre ankämpfte. Er stürzte sich mit wahrem Eifer, mit Messer und Zangen bewehrt, auf den Tod, der in den Operationssälen seiner geschickten Hand weichen mußte. Hier zählte ein lahmer Fuß wenig. Dieser Gedanke gab ihm Glück, und die frohen, tränenstrahlenden Augen der Genesenden waren ihm Lohn genug. Nur abends, wenn er rauchend in seinem Lehnstuhl saß und der Blick auf das Bild über dem Schreibtisch fiel — es war eine blaue Seelandschaft mit einem Segelboot, das in der Kurve lag —, da spürte er seine Einsamkeit . . .

So saß er auch heute wieder und grübelte. Da schrillte das Telephon.

„Ja, bitte? — Ach Sie, Schwester!"

„Bitte kommen Sie sofort herüber, Herr Doktor! Ein schwerer Autounfall, Doktor Reger und Frau."

Der Chirurg hatte angehängt. In wenigen Minuten war er in der Klinik.

Der Oberarzt und zwei Assistenzärzte bemühten sich bereits um die Verunglückten, als Peter eintrat. Da lagen sie, ruhig und bleich. Betty stöhnte, während Klaus mit einer tiefen Ohnmacht kämpfte. Der Oberarzt gab den Befund. Die Zeichen standen auf Sturm. Es galt zu siegen. Das Schicksal hatte das Boot der beiden ihm anvertraut. Segel und Steuer waren heute in seiner Hand. Einen Augenblick nur gingen seine Augen wie verlangend über Betty hin, bis sich ihre Blicke trafen. Dann war er Arzt...

Als er nach Stunden zufrieden aus dem Operationssaale zu Klaus ans Bett trat, um ihm mitzuteilen, daß seine Frau außer Gefahr sei, lag der Freund bereits in schwerem, hoffnungslosem Todeskampf.

Da fiel der Chirurg plötzlich zusammen. Er erkannte, daß er doch nur für sich gesiegt hatte.



Lustige Ecke



Dreizeilen-Novelle.

Herr Schickedanz treibt jeden Morgen nach dem Aufstehen eine Stunde lang anstrengende Gymnastik.

Dann geht er ins Bureau.

Überschrift: „Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n!"

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.